

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Erica Fischer, Petra Lux

Ohne uns ist kein Staat zu machen

DDR-Frauen nach der Wende

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlagsurheberrechtswidrig und strafbar.
Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln 2018

Inhalt

Die Autorinnen	5
Vorworte	II
<i>Ich bin ein richtiges Wendekind</i>	
Claudia B., 27, Kantinenkraft, Leipzig	17
<i>Mein Leben ist versaut</i>	
Silvia E., 45, Sachbearbeiterin, Berlin	31
<i>Seitdem leben wir zu dritt</i>	
Kathrin R., 29, Germanistin, Berlin	42
<i>Dann werden es doch auch deutsche Frauen schaffen</i>	
Textilarbeiterinnen bei Schiesser, Hartmannsdorf ..	54
<i>Wer haßt, ist nicht frei</i>	
Petra L., 33, Journalistin, Leipzig	63
<i>Wir waren zufrieden</i>	
Erika W., 65, Rentnerin, Vorpommern	76
<i>Vagabund wollte ich werden: Solidarność</i>	
Inge B., 64, Philosophin, Leipzig	85
<i>Für den Kapitalismus bin ich eigentlich zu alt</i>	
Gina P., 41, Schauspielerin, Berlin	100
<i>Da könnt ick hochgeh'n wie Gagarin!</i>	
Johanna B., 36, Küchenleiterin, Berlin	111
<i>Woman of the World</i>	
Salomea G., 58, VdN-Rentnerin, Berlin	125
<i>Tut mir leid, wir haben nichts</i>	
Susi K., 20, Verkäuferin, Leipzig	140
<i>Solange wir leben, müssen wir kämpfen</i>	
Henni S., 83, Rentnerin, Leipzig	154
<i>Dann gehe ich los, und er kann mir nicht folgen</i>	
Vivian K., 27, Hausfrau, Leipzig	165
<i>Ein Besuch auf dem Lande</i>	
LPG-Arbeiterinnen in Vorpommern	174

Das bin ich

Susanne J., 40, Tierärztin, Liepen	185
<i>Ich bin der beste Verdränger, den ich kenne</i>	
Ilse M., 75, Journalistin, Berlin	197
Einige Zahlen	231
Glossar	233

Vorworte

Als die Demonstrationen im Leipziger Herbst immer eindringlicher wurden, klebte ich Abend für Abend mit angehaltenem Atem vor dem Fernsehschirm. Mit wachsender Enttäuschung wurde mir klar, daß die »Revolution«, die sich da vollzog, reine Männerache war. Also nie und nimmer Revolution sein konnte. Mit Ungeduld wartete ich auf die ersten feministischen Stimmen. Es mußte sie geben, davon war ich überzeugt. Endlich! Bei der ersten legalen Kundgebung des Leipziger Neuen Forums am 18. November hielten zwei junge Frauen eine Rede: die Ärztin Cornelia Matzke und die Journalistin Petra Lux. Petra sprach von den drei Weltproblemen: der Rüstung, der Umwelt und dem Verhältnis zwischen »Erster« und »Zweidrittewelt«. Sind wir in diese globale Krise hineingeraten, weil die Hälfte der Menschheit von der Politik ausgeschlossen war, fragte sie in die verständnislose Menge hinein. Das gefiel mir. Ich beschloß, sie bei der nächsten Gelegenheit aufzusuchen.

Anfang Dezember '89 machte ich mit Petra ein Interview für den Rundfunk. »Willst du mit mir ein Buch über Frauen in der DDR schreiben?« fragte ich sie in der Küche. »Ja«, antwortete sie, »bist du flexibel? Hast du ein Auto?« Danach hörten wir lange nichts mehr voneinander. Ich schrieb ein Exposé, verhandelte mit dem Verlag, versenkte mich beim Schneiden des Tonbands in ihre Stimme. Eine sanfte Stimme mit einem liebenswerten gedeckten »ooch«. Zu leise die meiste Zeit, ich mußte den Pegel ganz hoch aufziehen, dann aber wieder lebendig und scharf, wenn sie sich über die Macho-Männer im Neuen Forum alterierte. »Ich bin sehr radikal«, sagte sie. Ich war neugierig, was das im DDR-Kontext wohl bedeuten mochte.

Unser Plan, aus dem Buch eine gemeinsame Arbeit zu ma-

chen, scheiterte an Zeitmangel, an der geographischen Distanz und an der nach den Wahlen noch größer gewordenen Schwierigkeit, telefonischen Kontakt herzustellen. So sahen wir einander während unserer dreimonatigen Arbeit nur selten, mal in Köln, mal in Berlin, mal in Leipzig. Stets getutzt, zerrissen zwischen Petras Terminen beim WDR, beim Friseur, im Kaufhof, bei den Kindern, in der Fraueninitiative. Also arbeitete jede für sich. Meine bessere technische Ausstattung, meine Kinderlosigkeit, meine politische Inaktivität verschufen mir einen Vorsprung, den mein Gewissen nicht immer gut verkraftete. Zwischendurch war ich mir gar nicht sicher, ob Petra es physisch und psychisch durchhalten würde.

Jetzt ist es vollbracht. Und ich sehe, daß wir uns den Frauen auf sehr unterschiedliche Weise genähert haben. Unsere persönliche und politische Verschiedenheit ist deutlich zu spüren und ist als Distanz zwischen uns geblieben. Doch dieser jeweils andere Blick dürfte die Spannung unseres »Joint Venture« ausmachen.

Ich habe mit meinen Gesprächspartnerinnen viel gestritten. Wollte nicht glauben, daß es sie nicht stört, wenn eine Politikrunde im Fernsehen ohne eine einzige Frau auskommt. Doch Politik im SED-Staat wurde als geschlechtsneutrale, vom Alltag der Menschen entrückte unangreifbare Macht angesehen, erzählten mir Frauen, deren Selbstbewußtsein mich in anderen Fragen vor Neid erblassen ließ. Es war mir unverständlich, wie berufstätige Mütter und politisch wache Arbeiterinnen über die »sozialpolitischen Errungenschaften« herzogen, als wären ausgerechnet diese für den wirtschaftlichen Niedergang ihres Landes verantwortlich. Mußte zur Kenntnis nehmen, daß gegen unterschiedliche soziale Erfahrungen nur schwer mit Argumenten anzugehen ist. Und ich mußte erfahren, daß ich nichts tun kann, um diese wunderbaren, offenen, lebendigen Frauen

vor den neuen sozialen Erfahrungen des kapitalistischen Patriarchats zu schützen.

Die meisten Interviews habe ich im Februar und Anfang März 1990 geführt, nur eines nach den Wahlen. Die Euphorie über die plötzlich errungene Freiheit wechselte sich bei vielen meiner Gesprächspartnerinnen ab mit lärmender Existenzangst. Ich danke ihnen für das Stück Zeit, das sie mir inmitten ihrer Atemlosigkeit geschenkt haben.

Erica Fischer, Köln, im Mai 1990.

»In mir ist keine Aufbruchsstimmung, sondern Abschiedsstimmung. Von wem, wovon eigentlich?« Das notierte ich am 3. Oktober 89. Einen Tag später trat ich ins Neue Forum ein, wurde Kontaktperson, dann eine der SprecherInnen von Leipzig. Die Medien gaben sich die Klinken in die Hand. Manche stellten ihre Fragen, tranken Kaffee und gingen. Andere ließen ihre Adressen da und sagten Danke. Eine war dabei, die kam mir hinterher in die Küche. »Möchtest Du ein Buch mit mir schreiben, über Frauen in der DDR?« Ich war überrascht. Die Ereignisse überschlugen sich, jeden Tag geschahen Dinge, die sonst Jahre gebraucht hätten, und diese Frau fragt, ob wir ein Buch schreiben wollen. In dieser Zeit! Noch nie hatte ich mit einem anderen Menschen etwas gemeinsam erarbeitet, ich bin eher für den Alleingang geschaffen. Aber – sie stand draußen, und ich befand mich mitten im Zentrum. Es könnte spannend werden. Sie zieht mich ein Stückchen raus aus all dem Strudel, und ich nehme sie ein Stück weit mit rein.

Unsere Sichten mußten unterschiedlich sein, das war klar, aber lag darin nicht auch eine Chance? Ich sagte zu. Außerdem gefiel sie mir, ihr Wiener Akzent klang angenehm in meinen Ohren, und was sie sagte, war klug und ehrlich und löste keine Gereiztheit in mir aus, wie bei so vielen Westjournalisten. Beide waren wir aktiv mit der Frauenbewegung

verbunden, sie dort, ich hier. Beide nannten wir uns Feministinnen. Eine gute Grundlage. Zwei Dinge waren mir wichtig. Einmal ein breites Spektrum an Frauenpersönlichkeiten zu zeichnen, und zum anderen unsere Arbeit als ein Thema. Die Annäherung zweier Kulturen über die gemeinsame Arbeit, sich streiten, sich verstehen lernen. Ich schlug eine Reise quer durchs Land vor, ziellos, offen für Eindrücke. Den Zufall wagen! Schade, daraus ist nichts geworden, zu sehr war ich eingespannt in die gesellschaftlichen Veränderungen. Eine Woche mich ausklinken? Unmöglich! Wir telefonierten, sahen uns zwischendurch dreimal, Erica machte mir Mut zum Computer und unterstützte mich mit Technik.

Liest man die Protokolle, so braucht's nicht unsere Namen. Die Stimmung macht deutlich – das ist Petra, das ist Erica. Wie kommt das? Auf die Stilfrage lässt es sich nicht reduzieren. Ich kann nur für mich sprechen. Mein Alltag kennt seit Oktober fast keinen freien Tag. Vier bis fünf Stunden Schlaf, meine Kinder laufen nebenher, wir sehen uns kaum. Sie schmeißen den Haushalt, wimmeln Besuch ab, vermitteln Telefonate. Die Parallelität der Aufgaben, denen ich mich stellen will oder muß, lässt keinen Raum zur Selbstbesinnung.

Die Gespräche für das Buch sind Oasen. Für mich, aber auch für meine Gesprächspartnerinnen. Atempausen für DDR-Frauen, die es bald nicht mehr gibt. In die Gespräche gebe ich mich ganz rein, will alles wissen, auch das Entfernteste. Ich weiß, die Seitenanzahl eines Buches ist beschränkt, aber das Ungeschriebene liegt in mir als Kraft. Beim Auswählen denke ich vor allem an DDR-LeserInnen. Erica rügt mich, das kennen wir hier schon, ob eine ihre Brüste schön findet oder nicht, interessiert hier keine mehr. Aber die Wertigkeiten in uns sind anderer Art. Gesellschaft griff tief ins Privatleben ein, reglementierte es. Die Möglichkeiten, sich abzulenken durch Konsum, Reisen, Freizeitangebote waren

beschränkt. Jede Frau mußte für sich ihre lebbare Alternative finden.

Der Osten liegt hinter uns, der Westen vor uns. Doch vor dem Aufbruch braucht's einen Abschied. Ich sage immer scherhaft: Wenn mein Haus brennt, dann will ich nur einen Gegenstand retten: das I-Ging. Im September 89, in dieser Zeit der totalen Lähmung, fragte ich die Schafgarben. Ihre Antwort: GU – die Arbeit am Verdorbenen. »Das Verdorbene ist dadurch gekommen, daß die sanfte Gleichgültigkeit des unteren mit der starren Trägheit des oberen zusammengekommen ist, so daß die Verhältnisse in Stagnation gerieten. Die Arbeit am Verdorbenen hat erhabenes Gelingen, wenn zwei Vorbedingungen beachtet werden: Vor dem Anfang drei Tage, nach dem Anfang drei Tage! Erst muß man die Gründe kennen, die zum Verderben geführt haben, ehe man sie abstellen kann, daher Achtung während der Zeit vor dem Anfangspunkt. Dann muß man sorgen, daß das neue Geleise sich sicher einfährt, so daß ein Rückfall vermieden wird. Daher Achtung auf die Zeit nach dem Anfangspunkt.«

Für mich war die Arbeit am Buch einer dieser drei Tage vor dem Anfang.

Petra Lux, Leipzig, im Mai 1990

Ich bin ein richtiges Wendekind

Die beiden blassen jungen Frauen umrahmen mit ausdrucksloser Miene den feisten Gewerkschaftsfunktionär im braun-gemusterten Pullover. Eine Fahne – ist sie rot? – hängt schlaff von der Stange. Wir sind soeben mit dem Bus in Leipzig angekommen. Wir sind eine Reisegruppe von zwanzig Frauen aus Nordrhein-Westfalen, die einander gerade erst 24 Stunden kennen. Nun stecken wir müde und ungeduldig wie zappelige Kinder zwischen den Schulbänken des schmucklosen Vortragssaals der Gewerkschaftsschule und werden in das Besichtigungsprogramm der vor uns liegenden Woche eingewiesen. Es ist ein Montagabend Anfang Dezember, wir wollen uns die Demo keinesfalls entgehen lassen. Der Gewerkschaftsfunktionär lächelt verlegen, die Zeiten haben sich geändert, sagt er. Doch die neue Offenheit will ihm nicht gelingen. Auf Fragen gibt er widerwillig Auskunft. Seine beiden Kolleginnen sitzen da wie Statuen. Unsere vom Bildungswerk Friedensarbeit organisierte Reise wurde lange vor der Wende geplant. Obwohl wir uns für Frauen in der DDR interessieren, kommen Frauen im Programm kaum vor. Weder die offizielle Frauenorganisation DFD noch ein Gespräch mit der neu gründeten Leipziger Fraueninitiative sind vorgesehen. Wir sind wild entschlossen, die Starrheit der Planung aus alten Zeiten zu durchbrechen.

So habe ich die 27jährige Claudia B. kennengelernt. Sie war eine unserer beiden Begleiterinnen, die uns eine Woche lang nicht von der Seite wichen. Sie schliefen in der Schule, begleiteten uns auf die Demo und blieben doch stets distanziert. Martina, die blonde Damenhafte, wechselte unser Geld zum Kurs von 1:1. Claudia, die Jüngere, ihre schmale Gestalt stets in einer schwarzen Cordsamthose, die dunkle Lockenfülle an den Schläfen mit Kämmen gezähmt, die

starke Brille wie ein Schutzschild, betreute abends die Kantine und sicherte auch nachts die Alkoholversorgung. Immer stocksteif, immer korrekt. Nur selten konnten wir ihr ein paar Worte, ein Lächeln entlocken. Redselig wurde sie nur, wenn wir sie nach der Gewerkschaft fragten. Dann verlor sie sich in endlosen Erklärungen. Es schien, als klammerten sich ihre Worte an etwas, das ihr entschlüpfte.

Unmerklich änderte sich unsere Beziehung zu Claudia und Martina. Unsere Reise fiel in die Zeit des hoffnungsvollen Aufbruchs. Auf der Straße sprach jeder mit jedem, jede mit jeder, jeder mit jeder. Wir ließen uns anstecken, wurden offen füreinander, redeten uns in unseren Mehrbettzimmern in den Schlaf, betrachteten uns gegenseitig unter der Gemeinschaftsdusche, die uns mit ihrem Flair der frühen soer Jahre bezauberte. Freundschaften entstanden, die unsere Leipziger Zeit überdauerten. Mit Claudia sprach ich wenig, sie war so blaß und verschlossen, machte mich scheu. Sechs Wochen später traf sich unsere Gruppe in Bielefeld wieder, um die Eindrücke der Reise gemeinsam zu verarbeiten. Auch unsere beiden Betreuerinnen waren angereist. Claudia, noch blässer, als ich sie in Erinnerung hatte, wirkte deprimiert. Während Martina gelöst erzählte, wie sie die Begegnung mit uns Frauen aus dem Westen zu neuen Gedanken angeregt hatte, schwieg ihre Kollegin beharrlich, beinahe trotzig, so schien es mir.

e.f.

Ich wollte eigentlich nicht Krankenschwester werden, sondern medizinisch-technische Assistentin oder Röntgenassistentin. Werden Sie Krankenschwester, da gibt es mehr Weiterbildungsmöglichkeiten, haben sie gesagt. Versprochen hatte man viel auf der Fachschule, gekommen ist nichts. In meiner Seminargruppe war ich dort die einzige Genossin. Im letzten Studienjahr bekamen wir eine Liste und sollten eintragen, wohin wir wollten, welches Krankenhaus, welche

Richtung. Alle sind dorthin gekommen, wohin sie wollten, nur ich nicht. Da habe ich mich zwei Tage in mein Zimmer eingeschlossen und geheult, nichts gegessen. Ich wollte in die Frauenklinik, und der Klinikchef, auch ein Genosse, wollte mich auch. Aber die Kaderabteilung lehnte ab, mit der Begründung, in der Frauenklinik brauchen wir zwar Krankenschwestern, aber keine Genossen, Genossen brauchen wir in der Orthopädie, dort mußt du hin. Da war ich sauer. Schon am ersten Tag sprach mich das Parteileitungsmitglied an, ein Arzt, und sagte: »Du wirst FDJ-Sekretär.« Sage ich, das kann ich nicht machen, ich kenne die Klinik nicht, ich kenne die Jugendlichen nicht, die ich vertreten muß. »Wenn du es nicht machst, bekommst du einen Parteiauftrag« – so lief das. Wenn man einen Parteiauftrag nicht befolgt, kann das bis zum Ausschluß führen.

Auch im Arbeitskollektiv im Krankenhaus war ich die einzige Genossin. Aber ich kam sehr gut zurecht, nach einem halben Jahr hatten sie mich akzeptiert. Ich war zwar die Rote, mußte fleißig arbeiten, auf einen Genossen guckt man eher, ich habe mir aber nichts zuschulden kommen lassen, im Gegenteil, habe mehr getan als andere, nicht immer auf die Uhr geguckt, wenn Feierabend war. Am meisten hat mich gekränkt, daß ich von den Genossen keine Unterstützung bekam. Ich war die einzige Krankenschwester, die in der Partei war, alle anderen waren Ärzte. Das waren fast alles Karrieristen. Die haben ja nur so geredet, weil sie mußten, nicht, weil sie davon überzeugt waren. Das politische Klima war unmöglich. Plakate gegen Hochrüstung und den Nato-Doppelbeschuß zum Beispiel mußte ich nachts anbringen, heimlich. Am nächsten Tag waren sie abgerissen. Und bei den Parteiversammlungen konnte ich nie Fragen stellen. Da hieß es, du dumme Schwester, halt den Mund.

Wir hatten auch ausländische Kinder, die sehr lange bei uns lagen. Da hat sich keiner gefunden, der mit diesen Kin-

dern etwas unternehmen würde, mal ins Kino gehen, in 'ne Gaststätte oder in den Garten. Wir hatten über ein halbes Jahr einen Jungen aus Zypern, um den habe ich mich gekümmert. Und auf der Kinder- und Jugendlichenstation habe ich abends oft das Akkordeon mitgenommen und Kinderlieder gespielt oder eine Platte aufgelegt. Mir hat es Spaß gemacht, aber wenn alle hinter deinem Rücken sagen, die ist verrückt, dann gewöhnt man sich das irgendwann ab. Außerdem habe ich mir unter dem Begriff Krankenschwester etwas anderes vorgestellt. Wir waren mehr oder weniger Reinigungskräfte, Küchenhilfen, Schiebekellner. Die interessanten Sachen – spritzen, Fäden ziehen, Verbände wechseln – das haben die Ärzte gemacht. Nicht weil die Schwestern das nicht konnten, sondern weil massenhaft Ärzte vorhanden waren, die nicht wußten, was sie tun sollen. Das Problem ist auch heute noch nicht gelöst, denn es fehlen nicht bloß Krankenschwestern, sondern auch Reinigungskräfte und Stationshilfen. Solange das so ist, macht sich die Schwester tot.

Ich wollte mich qualifizieren, das hatte man mir ja versprochen. Aber dann sah ich, daß ringsum andere qualifiziert wurden, nur ich nicht. Die Krankenschwester war denen egal, sie wollten mich nur nicht als Funktionärin verlieren. Ich habe alles gemacht, was kein anderer machen wollte. Am Ende der Klinikzeit habe ich mir gedacht, entweder wirfst du dein Mitgliedsbuch hin oder du wechselst die Arbeitsstelle. Nach zweieinhalb Jahren bin ich an die Gewerkschaftsschule gegangen, nicht weil dort Marxismus unterrichtet wird, sondern weil ich raus wollte. Als es feststand, daß ich entschlossen war, zu gehen, bekam ich plötzlich meinen Qualifizierungsbescheid. Kannst sofort anfangen, hieß es. Ihr habt mich genug verscheißert, sagte ich, nun nicht mehr.

Nach einem Jahr Studium wurde ich in der Gewerk-

schaftsschule – das steht auf meiner Urkunde, klingt so stalinistisch – als Propagandist eingestellt. Ich konnte mir früher nie vorstellen, vor sechzig Mann zu sprechen. Das habe ich gelernt. Mein Vorteil war jung und Frau. Ich hatte die Männer immer auf meiner Seite und den größten Teil der Frauen auch. Die waren älter und haben gesagt »Hut ab vor dem jungen Ding, wie die das macht«. Ich konnte sagen, was ich wollte, ich hatte immer großen Beifall. Angefangen habe ich mit Ökonomie, Wirtschaftspolitik und gewerkschaftliche Leistungstätigkeit, aufgehört in der Arbeitsgruppe für Spinner – Philosophie und Geschichte. Mein Spezialgebiet war, was gegenwärtig verpönt ist, der demokratische Zentralismus als grundlegendes Organisations- und Leitungsprinzip der Gewerkschaften im Sozialismus. Ich meine, da ist immer noch was dran. Ich war dann auch Wanderlehrer, mal dort ein Vortrag, mal da. Das hat mir viel Spaß gemacht, vor allem wenn es nur zwanzig Personen waren. Da hat man von Anfang an gesagt, wenn ihr möchtet, könnt ihr Fragen stellen und diskutieren. Mein zweites Thema war die Oktoberrevolution, mein letztes.

Ich bin ein richtiges Wendekind. Aber ich bin nie auf Demos gegangen, obwohl ich oft wollte, um mir das anzusehen. Wir durften ja nicht, und dann hatten sie auch Tricks, wie montags eine Parteiversammlung. Einmal war ich dabei – wir wurden hinbefohlen, wie soll ich sagen, nicht als Prügler, aber als Auflöser, sagen wir es freundlich. Anfang September '89 war das, in der Messe-Woche, da waren bei den Demos schon zwei- bis dreitausend Mann, vor allem Ausreisewillige. Wir wurden von einem von der Staats sicherheit angeleitet. Wenn Plakate oder Transparente getragen werden, meinte er, sollten wir zu den Leuten hingehen und freundlich sagen: »Sie dienen doch damit nicht Ihrem persönlichen Anliegen, nehmen Sie das bitte runter.« Da saßen dreihundert Mann, und niemand hat etwas gesagt, nie-

mand hat gelacht. Genossen lachen nicht, das sind ernste Menschen. Die Kollegen aus meinem Kollektiv haben alle den Kopf geschüttelt. Wir waren uns einig, daß wir uns so schnell wir können verdrücken werden, das ist die eleganste Lösung. Hauptsache, sie können ihre Strichliste führen, wieviele Genossen gekommen sind, dann hauen wir ab und machen uns dünn.

Eigentlich sind wir an der Gewerkschaftsschule seit dem 4. November arbeitslos. Wir hatten dreimal im Jahr Grundlehrgänge, da wurden die Kollegen auf ein Vierteljahr rausgeholt aus ihren Berufen und haben bei uns studiert. Der letzte Jahrgang sollte von September bis Dezember laufen, aber aufgrund der politischen Situation war er nicht mehr haltbar. Jetzt ist auch die Schule nicht mehr haltbar. Wir können es uns bei der Abwanderung und dem Arbeitskräftemangel nicht mehr leisten, sechzig Mann drei Monate lang aus einem Betrieb herauszunehmen. Zwei Drittel des Lehrplans war ja Theorie, das brauchen sie nicht mehr, wir haben gesehen, was es genützt hat. Die Schule heißt zwar noch Schulungszentrum, aber darunter steht Hotel. Die Reihenfolge ist aber genau umgekehrt. Es werden zwar noch Lehrgänge stattfinden, aber nur Abend- und Wochenendkurse. Jetzt fragt sich jeder, was haben wir falsch gemacht, wo haben wir etwas übersehen, wieweit haben wir auch als einzelne Mitschuld?

Von deinem Beruf her magst du doch sicher Papier und Bücher. Wenn du sehen würdest, was wir vernichten! Ich habe gesagt, das ist die chinesische Kulturrevolution auf DDR-Deutsch. Was wir an Tradition wegschmeißen, in zwanzig Jahren haben die Historiker nichts in der Hand. Das Schlimmste ist, daß man seine eigene Arbeit mit wegschmeißt, die ist ja nur noch für den Rundordner geeignet, für den Papierkorb. Unsere Seminarpläne, die Beurteilung von Lehrgangsteilnehmern, man hängt doch irgendwo dran.

Bücher werden auch weggeschmissen. Aber die Erich Honecker-Biographie hebe ich mir auf, da kann ich mich an jedem Satz ergötzen. Auch die Dokumentation des letzten FDGB-Kongresses, wo Harry Tisch gesagt hat, der Staat kann keine ungedeckten Schecks ausstellen, dabei waren wir schon verschuldet bis über beide Ohren. Die Klassiker – Marx, Engels, Lenin – massenhaft werden sie weggeschmissen, 42 Bände Lenin. Mit den Ergänzungsbänden sind das an die 90 Bücher, ordentliche Bücher, in Kunstleder gebunden, kaum benutzt, wir haben ja alles mehrfach. Alles fort. Hermann Duncker, ein engagierter Gewerkschaftsfunktionär, der ist noch vor dem Mauerbau gestorben, der trägt keine Schuld, der war Sozialdemokrat, seinen Namen trägt die Schule seit 1984, wir haben gekämpft um den Namen, der für drei Generationen Gewerkschafter stand, auch er gestrichen. Das Bild im Sekretariat, das wir uns für Tausende von Mark haben malen lassen von einem Künstler, weg. Die Büsten von ihm, alles weg. Ich habe schon gesagt, wir stellen uns auf die Straße und zünden die Bücher an, dann sind wir wieder bei Adolf Hitler. Das ist ja Kulturgut, was wir da wegschmeißen, egal, ob schlecht oder gut.

Wir durften als Hauptamtliche keine Westkontakte haben. Wer Verwandte hatte, mußte den Kontakt abbrechen. An unserer Schule war strengstes Kontaktverbot mit Ausländern. Die Betreuung der internationalen Gäste wurde politisch abgeschirmt, und ich war dazu viel zu jung. Einer meiner Kollegen wollte seinen Kontakt zu einem Arbeitslosen in der BRD nicht abbrechen. Ich habe darum gekämpft, daß er sich weiter entwickeln konnte. Er war der erste hauptamtliche Gewerkschaftsfunktionär mit Westkontakt, der mir bekannt war. Heute ärgere ich mich, daß ich es getan habe, weil auch er auf der Straße liegt. Im September habe ich die Kantine gemacht, da habe ich zum ersten Mal mit einer BRD-Reisegruppe etwas getrunken. Eure Gruppe

habe ich übernommen, weil ich keine Arbeit hatte und nur rumsaß. Ich hatte Angst davor, sagte mir aber, da mußt du durch. Ich habe dann über euch erzählt, daß ihr Antifaschisten seid und aktive Frauen. Das war für unsere Leute neu, daß ich nicht gesagt habe »die Bundesbürger«, sondern »unsere Reisegruppe«. Für mich war es ein Abbauen von Berührungsängsten. Als mir eine Frau aus der Gruppe später eine Postkarte schickte, war das meine erste Westpost. Da habe ich mit einer Freundin eine Flasche Sekt geöffnet.

Nachdem ihr weg wart, war ich wieder arbeitslos, habe aber noch Geld bekommen. Habe rumgegammelt, den Tag mit Zeitunglesen verbracht, Weihnachten Urlaub gemacht. Das Schlimmste war, wie sie dann Anfang Januar mit mir umgesprungen sind. Ich komme aus dem Urlaub zurück und werde gefragt, ob ich einen Weiterbildungslehrgang an der Gewerkschaftshochschule für künftige Gewerkschaftslehrer besuchen möchte. Ich freue mich, fahre hoch, alle Lehrer der Schulen waren da, und es gab gute neue Gedanken über künftige gewerkschaftliche Schulungsarbeit. Eine Woche später sagt mir einer im privaten Gespräch, daß mein Chef seit Wochen weiß, daß ich rausfliege. Da war ich so enttäuscht von der Gewerkschaft. Wenn der FDGB-Apparat nicht einmal die Interessen der eigenen Leute vertreten kann, dann ist er doch nicht in der Lage, die Interessen anderer zu vertreten. Ich habe nächtelang nur geheult, ich war fertig, wollte alles liegenlassen und weit weg. Für das offizielle Kadergespräch hatte ich mir fest vorgenommen, hart um mich selber zu kämpfen, aber ich habe es nicht geschafft, weil ich nur mit meinen Tränen gekämpft habe. Die Kaderleiterin, mein Schulleiter, der Stellvertreter und einer von der Gewerkschaftsvertretung waren anwesend. Ich bin doch Krankenschwester, haben sie an mein Gewissen appelliert. Als ihr mich aus dem Beruf rausgeholt habt, gab es auch schon Schwesternmangel, habe ich gesagt, und jetzt wollt ihr mir

erklären, daß es gesellschaftlich notwendig sei, wieder dort hineinzugehen. Ich habe es satt, nach gesellschaftlichen Notwendigkeiten zu handeln, ich möchte einmal tun, was ich will. Ich habe nie gedacht, daß die Menschen untereinander wie Tiere sein können. Ich habe die für richtige Gewerkschaftsfunktionäre gehalten. Dann kriegte ich spitz, daß sich einige Leute vom alten Apparat schon Arbeit an unserer Schule gesichert haben. Die Anzahl der Belegschaft wurde fast verdoppelt.

Dann bin ich in die Arbeitsämter gerannt. Da ist das Chaos, der blanke Hohn, typisch DDR-Bürokratie, die eine Hand weiß nicht, was die andere tut. Auch bei der Volksolidarität habe ich angerufen. Die erste Frage war, ob ich für die Stasi gearbeitet habe. Ich sage nein, auch nicht für den BND. Woher kommen Sie denn, fragen die mich, weil Sie so geschwollen reden? Ich sage, das war ein Witz, ich komme vom FDGB. Da hieß es sofort, nein, die Stelle ist nicht mehr frei. In kapitalistischen Ländern wirst du geboren und weißt, daß es Arbeitslose geben kann, du weißt, daß es dich treffen kann, du freust dich, wenn es dich nicht trifft. Aber das gab es bei uns nicht. Du bist nicht gewöhnt, dich anzubiedern, als gelernter DDR-Bürger kann ich das nicht. Ich käme mir widerlich vor. Deshalb war ich froh, als ich von unserem neuen Direktor das Angebot bekam, in der Schule zu bleiben. Als Kantinenkraft. Da bin ich noch stolz darauf! Mit mir fängt eine Kantinenkraft an, die fällt noch tiefer als ich, hatte als hauptamtlicher Funktionär den ganzen Bereich Jugend und Sport unter sich, die ist Ende dreißig, studiert. Wenn unter marktwirtschaftlichen Bedingungen eine ausgebildete Kraft kommt, bin ich ja auch wieder weg. Aber ich denke so: Wenn ich jetzt Kantinenkraft bin, habe ich in Ruhe Zeit, mir etwas Anständiges zu suchen. Bis sich die neuen Strukturen herausgebildet haben, verdiene ich ein bißchen Geld und muß nicht verhungern. Meine Kollegen, die

schon weg sind, haben noch ganz andere Angebote bekommen: Friedhofsgärtner, Grabredner, Pförtner, Müllabfuhr, Betriebsschutz. Es gibt keine Sozialhilfe, keine Arbeitslosenunterstützung, du mußt einfach die Arbeit nehmen, die du kriegst. Der Schulleiter macht jetzt den Pförtner, Diplomkulturwissenschaftler, vier Jahre vor der Rente. Nur drei Lehrer durften bleiben.

An die Zukunft denke ich im Moment lieber nicht, ich schiebe es weg. In meinem Inneren ist es leer, tot. Ich bin durch nichts mehr motiviert, ich könnte mich nicht mit Begeisterung in die Kantine reinwerfen, ich mache das nur zur Schau, ich bin wie ausgekehrt. Meine Ideale sind fort, muß mir erst wieder neue suchen, das ist gar nicht so einfach in der gegenwärtigen Zeit. Das, was mich bis zur Wende gestört hat, waren immer kleine Sachen, nie das Große. Ich bin immer davon ausgegangen, daß das, was in der Zeitung steht, stimmt, daß die Zahlen stimmen. Sicher hatten wir manchmal Zweifel, haben dann aber immer versucht, es theoretisch zu begründen. Wir konnten es ja nicht überprüfen. Die Leute schienen zufrieden. Wenn man von 10 Prozent Wahlbetrug spricht, dann haben ja trotzdem noch 80 Prozent für die SED gestimmt. Auch meine Hobbys waren auf dem politischen Gebiet, ich habe politische Literatur gelesen und gesammelt. Im Fernstudium mußte ich zwei Jahre lang zusätzlich zur Arbeit monatlich 60 Stunden studieren, das sind pro Tag durchschnittlich zwei Stunden. Meine Abende und Wochenenden waren also ausgefüllt mit dem Studium der Klassiker. Das ist schlagartig weg.

Politisch läuft bei mir nichts im Moment. Ich bin doch nicht aus der SED ausgetreten, um gleich wieder in eine andere Partei einzutreten. Der Austritt ist mir schwergefallen. Ein Grund war die persönliche Verärgerung über meinen Rausschmiß, der andere Grund war, daß die SED damals kein vernünftiges Programm hatte. Wir haben es nicht fertig

gebracht, zu sagen, was wir wollen. Ich kam mir so hilflos vor. Ich möchte nicht als Wendehals dastehen. Nur weil ich aus der Partei ausgetreten bin, heißt das ja nicht, daß ich meine Überzeugung verloren habe. Diese Überzeugung stimmt aber mit den Programmen der neuen Parteien nicht überein. Ja, die offene Grenze ist sicher spannend, aber ich stehe vorerst vor diesem Loch, diese Unfähigkeit, etwas eigenes zu machen, nicht dazu erzogen worden zu sein, es wurde einem ja so viel abgenommen. Meine Perspektive war klar, alles war einfach und schön. Andere fanden es vielleicht nicht schön, aber ich fand es schön, wenn ich sehe, was jetzt los ist. Es wird sicher eine Zeit geben, wo ich darüber weg bin, aber im Moment begreife ich es noch nicht ganz. Von meinen politischen Auffassungen her bin ich realistisch, gehöre nicht zu den Leuten, die am Alten festhalten, aber dafür auch etwas tun? Für Berufsrevolutionäre ist das Umdenken noch schwerer, da bin ich schon ganz schön weit gekommen. Ich habe Kollegen, auch junge, die schütteln noch heute entsetzt den Kopf, wenn sie die Zeitung lesen, das darf es doch nicht geben! Ich habe die Politik erstmal satt. Wenn du auf diese Art und Weise gesagt bekommst, man braucht dich nicht mehr, dann läuft doch bei dir die Vergangenheit vorbei. Was hast du gemacht all die Zeit? Und da hängt nur die SED dran. Wir waren eigentlich hauptamtliche SED-Mitglieder und nicht Gewerkschaftsvertreter, so sehen wir das heute. Damit stürzt alles zusammen für dich, da mußt du erst mal suchen und suchst auch etwas, das relativ sicher ist. Wenn du die Organisationen hörst, die widersprechen sich ja gegenseitig, das ist so ein Durcheinander, da kann ich nicht folgen. Ich sage mir auch, ich habe vorerst genug getan. Jetzt sind andere dran. Ruh dich mal aus, ich finde mich sonst ja gar nicht mehr. Jetzt kann ich wieder stricken und meinen Hobbys nachgehen. Habe mehr Zeit, kann Bücher lesen. Vielleicht muß ich zuerst etwas für mich persönlich

tun, bevor ich mich wieder für andere einsetzen kann. Daran habe ich zwar früher manchmal gedacht, getan habe ich es nie. Ich freue mich jetzt auch über jedes kleine Stück. Ich habe mir von meinen Westmark eine Ledertasche gekauft, auf die bin ich stolz. Früher habe ich nie so gedacht.

Wir sind auch auf die Idee gekommen, in der Schule einen Arbeitskreis Frauen zu gründen, so etwas Verrücktes, was noch keiner hat. Ich habe vorher nie einen Blick auf die Frau geworfen. Ich hielt mich für gleichberechtigt, habe auch nicht gespürt, das es nicht so ist. Fragen wie Quotenregelung wurden ja bei uns nie aufgeworfen. Frauen waren für mich in den Lehrgängen immer gleichberechtigt, wir waren immer halbe halbe. Unser Kollektiv besteht aus zwei Dritteln Frauen. Oder Gewalt gegen Frauen, das war für mich kein Thema. Ich bin richtig erschrocken, als ihr darüber gesprochen habt. Eine von euch fragte mich: »Gibt es das bei euch nicht, das kann doch nicht sein?« Ich habe selbst zweimal erlebt, wie Frauen Unrecht getan wurde. Das erste Mal war ich noch ein Kind. Sie wurde zusammengeprügelt von ihrem Mann, kam blutüberströmt in unsere Wohnung und bat um Hilfe. Das zweite Mal hat ein Kollege an der Schule eine Katinenfrau zusammengeschlagen, als er betrunken war. Ich habe dem aber nie Bedeutung beigemessen. Er war halt ein fieses Stück, den habe ich den Republikanern zugeordnet. Da dachte ich, das paßt zu ihm. Seit eurem Besuch in der DDR sehe ich vieles anders. Ein Beispiel: Unser neuer Chef, der redet nicht nur, der macht auch. An seinem ersten Tag hat er in der Belegschaftsversammlung gesagt: »Wißt ihr, was mich am meisten stört? Das sind die Spinnweben überall.« Ich gucke hoch, das sieht ja entsetzlich aus! Unsere Räume sind ziemlich hoch, mir ist es bisher nie aufgefallen, da muß ein Neuer kommen, der sieht es. So geht es mir mit den Frauen. Ich muß aber sagen, daß ich als Frau nie an Selbstbewußtsein Mangel gelitten habe. Das ist mir vom

Charakter her nicht gegeben, ich bin eher gehemmt, aber ich habe es mir durch die Arbeit anerzogen. Sicher haben die Männer mich auch belästigt, betatscht bei Tanzveranstaltungen, auch Kollegen. Ich habe es aber immer als Dummenjungenstreiche abgetan, habe mich auch tätlich gewehrt. Ich habe immer auf mich geachtet, es nicht so weit kommen zu lassen. Männer – vor allem die verheirateten – haben ja manchmal die Auffassung, daß sie alles, was sie hübsch finden, auch kriegen können. Da sind sie bei mir keinen Schritt weiter gekommen. Und unverheiratete Männer wollten mir einreden, daß ich sie liebe, das stimmte aber gar nicht! Meine Mutter sagt, du hättest längst verheiratet sein können. Ich aber antworte, bei dem Männerangebot, das ich bisher hatte! Lieber bleibe ich alleine, das sage ich, so selbstbewußt bin ich.

Ich habe immer gedacht, du machst was aus dir, Claudia, du willst nicht mit 18 heiraten und Kinder in die Welt setzen. Wenn du deinen Abschluß hast, kannst du daran denken, eine Familie aufzubauen. Nun ist alles nicht so geworden, wie ich es mir vorgestellt habe, aber so habe ich es mir gedacht. Jetzt habe ich, wie soll ich es sagen, ein sehr lockeres Verhältnis. Es lockert sich immer mehr. Wir kommen nicht mehr richtig miteinander zurecht. Ich mag nicht von einem Mann besessen werden, ich brauche meine Freiheit. Das ging ungefähr so los: Ich sage, ich bin nachmittags dort und dort, ich komme später. Da ruft er in der Arbeit an und fragt, wo ich bin, um mich zu kontrollieren. Ich mache es eigentlich bloß noch, um ihm nicht den letzten Mut zu nehmen, weil er durch den Rausschmiss ziemlich belastet ist. Er war bei der Volkspolizei beschäftigt. Wir haben uns über eine Heiratsannonce kennengelernt. Ich habe schon früher auf Zeitungsannoncen geantwortet, da konnte ich mir den Mann aussuchen. Mein Handicap war folgendes: Durch unsere Kaderpolitik mußte es möglichst ein SED-Mitglied sein.

Nun bin ich ja nicht lebensmüde und schreib eine Zeitungsannonce: »Bin SED-Mitglied, suche SED-Mitglied«. Da hat man so einen Dreh gehabt, ML-Weltanschauung, dann wußte man schon! Ich kann mir als Frau, wenn ich einen Mann suche, doch kein Schild umhängen: »Genossin sucht Genossen«. Ich war aber bereit, das zu berücksichtigen, weil ich auch heute noch der Auffassung bin, daß man sich in grundlegenden politischen Dingen einig sein muß. Es ist schöner, wenn man die gleichen politischen Interessen hat. Die Kollegen, die ehemaligen, trösten mich immer, komm, du findest schon noch den richtigen. Ich sage, laßt mich bloß mit euren Männern in Ruh. Es geht auch ohne. Komisch ist das schon, wenn man so einen kleinen hübschen Neffen hat und sieht, wie das wäre. Aber das würde mich nie dazu verleiten, mich krampfhaft auf etwas einzulassen. Ich habe den Vorteil, daß ich jünger aussehe. Die Männer drehen sich nach mir um, das gefällt mir.

Mein Leben ist versaut

Silvia E. bin ich in Köln begegnet, wo sie ihren Sohn Marcus besuchte, der zwei Monate vor Öffnung der Mauer in den Westen gegangen ist. Einige Wochen später war ich zu Gast in ihrer Berliner Dreizimmerwohnung. Silvia E. ist 45 Jahre alt und seit vier Jahren geschieden. Sie hat Ökonomie studiert und arbeitet als Sachbearbeiterin im einzigen Schallplattenbetrieb der DDR.

e.f.

Meine Mutti hat mich sehr streng erzogen. Das war wahrscheinlich der Grund, warum ich so schnell geheiratet habe. Sie war keine Genossin, aber eine überzeugte Kommunistin. Nach dem Abitur wollte ich in die Partei eintreten, aber mein Verlobter hat gesagt: Wenn du in die Partei eintrittst, heirate ich dich nicht. Damit war das Thema erledigt, zum Entsetzen meiner Mutter. Noch dazu war mein Mann katholisch, das war furchtbar für sie. Sie hat Jahre gebraucht, um sich daran zu gewöhnen. Als ich dann obendrein noch Marcus taufen ließ, mußte sie lange dran knabbern.

Ich habe eigentlich 'ne gute Ehe geführt bis zu dem Zeitpunkt, als mein Mann anfing zu trinken. Das ging 1978 los, als er Magengeschwüre bekam und falsch behandelt wurde. Er hat es immer geleugnet. Seine Standardantwort war: Ich weiß gar nicht, was du willst, andere Männer gehen in die Kneipe, kommen besoffen heim und verprügeln ihre Frauen! Er war auch kein Kneipengänger, sondern hat auf der Arbeit getrunken. Es war ein sehr trinkfreudiges Kollektiv. Wenn da einer zu spät gekommen ist, wurden keine disziplinarischen Maßnahmen getroffen, sondern er mußte ein Rohr mitbringen – eine Flasche Schnaps. Die offiziellen Stellen haben die Probleme, die damit zusammenhängen, einfach nicht zur Kenntnis genommen. Wenn man in die Kaufhalle geht,